

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 2

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ilse Frank

Ausladend

Ich bin ein Mensch mit Prinzipien. Sie nicht stur zu verfolgen, ist ein Prinzip, das ich in der Tagesschule des Lebens gelernt habe. Dennoch versuche ich immer, vom mir richtig Erscheinenden zu retten, was zu retten ist. Beispielsweise den Grundsatz, Detailhändler vor dem Untergang zu bewahren: Tante Emmas Laden mit Frankscher Kundschaft zu beglücken.

Den dornenvollen Weg der Einkaufstugend soll meine bittere Klageschrift schildern:

Im Winter leide ich unter chronischen Hautreizungen, die von trockener Zimmerluft herühren. Diese Diagnose liest sich ungemein logisch, kostete mich jedoch Jahre des Jammerns und Rätsels, bevor ich die Wurzel des Übels ausgrub und sie mit einem Verdampfungsapparat zu begiessen trachtete.

«Pflutteri» nannte ich meinen Wunderheiler zärtlich, verhiess ihm vollen Einsatz und hielt das Versprechen viele Stunden lang, ja: rund um die Uhr. Der Sprudler arbeitete, dass sich die Poster bogen und die Tapeten krausten.

Da ward mir bange, speziell, als ich in den Stubenecken erste Moosbildungen gewahrte. «Grässlich!» schrie ich, bevor ich zur nüchternen Folgerung gelangte: «Ein Hygrostat muss her!»

Ich dachte es mir simpel, ein Zauberkästchen zu erwerben, es mit dem Wolkenbildner zu koppeln und auf diese geniale Weise ewiglich ideale Heimklimabedingungen zu schaffen.

Leichten Herzens trabte ich zum Elektrogeschäft, querte die Schwelle – und erlitt einen Schock, weil die Türglocke gellte, als schlage sie Feueralarm. Eingeschüchtert stellte ich mich ins Katakombendüster, wo ich mich, über die erforderliche Weile hinaus, vom Schreck erholen durfte. Endlich schleppte sich eine schlaffe Dame in Sortimentsnähe, fasste mich ins matte Auge ..., schnappte stimmlich nach mir: «Bitte?»

Ich brachte meinen Wunsch vor, gewährte basses Erstaunen, setzte zur plastischen Beschreibung an – und wurde brüsk unterbrochen:

«Warum kommen Sie zu uns?»
«Sie sind doch die Fachfrau, haha, Sie führen elektrische Geräte, oder?»

«Natürlich – aber Hygrostaten? Nein! Gehen Sie ins Warenhaus!»

Ich ging. Kochend. Auf mittlerer Flamme.

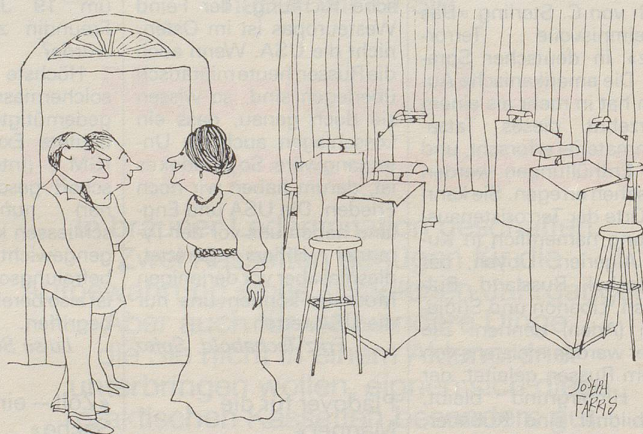
Das Gesuchte fand ich mühe-

los. Wenige Wochen später ward wieder eine Anschaffung fällig. Ich hatte meinen Herbstmantel zur Reinigung gebracht, strahlend abgeholt und trüb kontrolliert: die Gürtelschnalle zeigte mir ihr blankes Inneres, und ich erkannte grollend, dass der Lederschein trog, das heisst: von Pappe war.

«Verd...», brummte ich, «ab, ins Merceriegeschäft!»

Dort glückte der Empfang dem bereits erwähnten. Ich kratzte mein Restchen Frohmut zusammen, entrollte den Gürtel, deutete auf das Schnallenwrack, bat um Ersatz.

«Tja», ächzte die Verkäuferin, krümmte ihre Zeigefinger, stocherte in einem Schubladenfach, wurde nicht fündig, ächzte erneut: «Tja!»



«Heute abend führen wir ein organisiertes Streitgespräch!»

Recycling

An Weihnachten war es soweit: anstatt nur vom Umweltschutz zu reden, haben wir gehandelt. Zwar brachten wir es nicht übers Herz, Geschenke uneingepackt unter den Baum zu legen, um der Kehrriktabfuhr zwei, drei Pfund Papier zu ersparen. Auch das Festmahl haben wir nicht kalt gegessen, um Strom zu sparen. Nein, unser – zugegebenermassen nicht ganz freiwilliger – Beitrag war ein Recycling-Christbaum.

Es begann damit, dass ich in Begleitung unserer zweijährigen Stefanie nach Einbruch der Dunkelheit einen Baum erstand. Zu Hause, bei Licht betrachtet, entpuppte sich die juvenile Tanne als nicht mehr jungfräulich. Rote Wachsflächen, Reste von Engelhaar und Schnürchen ehemaligen Schokoladeschmucks wiesen unzweideutig auf ein frü-

heres Christbaumleben des grünen Gewächses hin.

Nun nahte der Zeitpunkt des heldenhaften Hinwendens zum Umweltschutz. Wir beschlossen: der Baum bleibt, er wird «wiederverwertet». Die Tanne nahm den Entscheid dankbar zur Kenntnis und erwies sich als sehr hilfsbereit. Mit ihren Wachsspuren zeichnete sie Ort und Farbe des Kerzenschmucks präzise vor. Des Baumes mögliches Vorleben bot Stoff für manches Schmunzelgespräch, und den Wunsch, er möge sein Kleid nicht schon vor dem Heiligen Abend auf dem Balkon ablegen, erfüllte er uns grosszügig.

So geschah es, dass die Tanne am 24. Dezember ein zweites Mal Kinderaugen zum Leuchten brachte. Doch trotz sorgfältigster Pflege war sie schon am 26. Dezember nicht mehr dazu zu bewegen, ihre Nadeln auch nur ein paar Tage länger zu tragen.

Deshalb muss ich einer allfälligen organisierten Weiterverwertung gebrauchter Christbäume mit Skepsis begegnen. Möglicherweise finden aber weisere Leute eine Lösung. Wir haben den Stein ins Rollen (nicht ins Werfen!) gebracht; politische Parteien mögen jetzt Stellung zu unserem Tun beziehen.

In diesem Sinne war unser Weihnachtsfest ein «gesellschaftliches» Ereignis.

Lisbeth Zihler

Blick zurück ...

Wieder ist Impfzeit, in der sich viele Menschen gegen eine allfällige Grippe schützen wollen. Ja, auch ich habe mich soeben impfen lassen. Dabei kam mir folgende Episode in den Sinn:

Ich besuchte die vierte Schulklasse. Eine arge Kinderkrank-

«Könnten Sie mir ein passendes Stück besorgen, fragte ich zag, worauf ich den grössten Lacherfolg aller bisherigen Zeiten buchte:

«Die Dinger stammen aus dem Ausland. Werden importiert. Rein zufällig. Wenn Sie etwas Bestimmtes wollen, dann gehen Sie ins Warenhaus!»

Ich ging. Kochend. Auf grosser Flamme.

Das Gesuchte fand ich mühe-

los. Eigentlich hätte ich aus diesen beiden Erlebnissen die Konsequenzen ziehen, Tante Emmas, Onkel Peters Pforten meiden müssen. Ich tat und tue es nicht – ich werde es kaum je tun.

Ich ärgere mich nämlich gut und gerne. Aus Prinzip.

Pünktlich betraten wir das Schulzimmer, in dem vier Klassen gemeinsam untergebracht waren. Als alle Kinder versammelt waren und der Lehrer den Unterricht beginnen wollte, hob ich die Hand und bat, austreten zu dürfen, was mir erlaubt wurde. Vor dem Schulhaus standen schöne Birnbäume. Ich kletterte auf einen. Kaum war ich im Geäst verschwunden, fuhr der Arzt in seinem Auto, einem wahren Ungetüm, auf den Schulhausplatz und begab sich ins Schulhaus. Niemand kam mich suchen. Sie hätten mich ohnehin nicht auf dem Baum vermutet, eher im nahen Pfarrhausgarten.

Nachdem ich lange, lange gewartet hatte, kam der Doktor in Begleitung des Lehrers aus dem Schulhaus. Der Arzt stieg in sein Auto, und der Lehrer verschwand im Gebäude. Bald darauf kam die Schülerschar aus dem Schulhaus gerannt. In einem günstigen Moment liess ich mich vom Baum gleiten und mischte mich unter die Schüler. Sie erzählten, wie die einen vor Angst geseufzt hatten, andere prahlten mit ihrer Tapferkeit. Ich hatte Glück. Niemand bemerkte, dass ich nicht geimpft war. Erst zu Hause erzählte ich der Mutter, wie ich mich vor dem Impfen gedrückt hatte. Meine Geschwister bekamen Fieber und wurden so müde, dass sie sich zeitweise auf den Boden legen mussten.

Obwohl ich nicht geimpft wurde, bekam ich die Kinderkrankheit nicht. Zum erstenmal in meinem Leben wurde ich mit 68 Jahren geimpft, und zwar gegen Grippe. Seither lasse ich mich periodisch impfen. Ich hoffe, dass mich die Grippe auch heuer verschont ...

Rosel Luginbühl

Zum Lachen, oder ...?

Haben auch Sie ab und zu das ausgesprochene Bedürfnis nach aufheiternden Gedanken? Ich habe zu deren Erlangung eine spezielle Methode entwickelt: Ich stelle mir unsere Gesellschaft mit vertauschten Rollen vor, die Frauen in Männerfunktionen – und umgekehrt.

Zum Beispiel male ich mir aus, wie an einem hellen Sommerabend die Väter vor dem Haus sitzen und, anstatt den Feierabend zu geniessen, in fortwährender Sorge um ihre Kinder entweder den kleineren nachlaufen oder den grösseren Mahnrufe nachschicken: Alles, damit auf jeder Quartier- und Dorfstrasse die grossenteils von Frauen gesteuerten rassigen Wagen ungehinderte Fahrt haben!

Oder können Sie sich ausdenken, wie sich Männer nach der Schmutzarbeit in Haus und Garten allabendlich herausputzen, einmal in engen, einschneidenden Beinkleidern den unverhohlenen Sexappeal eines Tórreros vermittelnd, ein andermal in unpraktischen, überweiten Roben den unwiderstehlichen Reiz eines Märchenprinzen aus Tausendundeiner Nacht verbreitend, nach strengem Diktat einiger Modeschöpferinnen immer wieder wechselnd – und alles aus purer Angst, ansonsten von ihren geliebten Ehefrauen am Feierabend zuwenig beachtet oder gar, eines wüsten Tages, verlassen zu werden?

Was würden Sie sagen, wenn in Zeitungen und Zeitschriften für die Rubrik «Männersport» lediglich eine Spalte reserviert würde, vielleicht eine Seite nur pro Woche oder gar pro Monat? Mit gutem Recht würden die Frauen darauf hinweisen, dass dies ja nicht weltbewegend sei. Im übrigen wären die Texte dieser Sportartikel oft unter dem Niveau der übrigen Zeitung, denn die schreibgewandten und erfahrenen Journalistinnen würden die Finger davon lassen, weil der «Lohn» nur die Hälfte, ein Drittel gar eines normalen Honorares ausmachen würde.

Wie weiter, wenn sich abends in elitären Kreisen die Damen der hohen Gesellschaft um einen Tisch setzen würden, auf dem in Überlebensgrösse das Foto eines nackten Mannes aufgeklebt wäre, damit sich die Edelfrauen beim Kartenspiel in süssen Gelüsten ergehen könnten? Was, wenn bei Protesten durch einige aufgebraute Männer die Herrinnen ihre süffisanten Mienen aufsetzen und die kämpferischen Mannen mitleidig belächeln würden?

Können Sie sich das alles vorstellen – ohne dass sich Ihre Mundwinkel nach hinten ziehen?

Lydia Ruschetti

Leute, kauft Kämmel!

«Lüt, chouffet Strähle, es chöme luusegi Zyte!» rief der billige Jakob einst, und der Erfolg beim Publikum war ihm gewiss.

An diesen Ausspruch musste ich heute morgen denken. – Nicht wegen der lausigen Zeiten, die da kommen sollen; sie haben uns längst eingeholt, sondern wegen der «Strähle». Zwischen Tochter und Sohn entbrannte nämlich ein kurzer, aber heftiger Kampf um das letzte auftreibbare Stück. Lausig nicht nur die Zeiten, lausig auch die «Sträh-

le»: das umstrittene Exemplar löste sich in drei Teile auf, und unsere Familie war sozusagen kammlos.

Die zwei Übeltäter waren längst auf den Frühzug entwichen, als mein Mann im Badezimmer anfang, italienisch zu lamentieren. (Das tut der waschechte Berner nur bei äusserster Gereiztheit.) «Porco miseria, wo ist der Kamm jetzt wieder hingekommen? Also gestern abend ...» Es folgte eine genaue Lagebeschreibung vom Vorabend, die den Nachteil hatte, dass sie nicht mehr stimmte. Das gab ich ihm zu verstehen – und auch, was mit dem letzten der Mohikaner geschehen war. («Aber da müssen doch noch mehr Kämme sein, ich habe doch gerade – also es ist sicher nicht länger her als ein, zwei Wochen – sechs, oder waren sogar zehn Stück im Multipack?, ein kleineres Vermögen ausgegeben, damit das ewige Gestärm um den letzten Kamm aufhöre! Überall habe ich sie verteilt, damit sich jeder jederzeit mit einem Griff bedienen könne! Ich verstehe nicht, was das für eine Haushaltung ist, in der zehn Kämme in zwei Wochen einfach verschwinden ...»)

Da mir das Wehklagen zu allgemein wurde, liess ich dem erzürnten Ehegespons meine «eiserne Reserve» aus der Handtasche.

Heute noch werde ich genügend Kämme kaufen. Oder wäre es besser, wenn ich ein einziges Exemplar erstehen und dieses an einer Kette im Badezimmer an der Wand einbetonieren würde? – Ratschläge von Fachfrauen nehme ich dankbar entgegen!

Beatrice

Echo aus dem Leserkreis

Wohnlich

(Nebelspalter Nr. 48/81)

Zum erstenmal zeichnete ich vor 55 Jahren an den Plänen eines Einfamilienhauses, das, als es schlüsselfertig war, für 12 000 Franken verkauft wurde.

Heute sitze ich «als Batteriehahn eingezwängt und vegetierend» in einer Zinskaserne – wie der Wiener sagt – und warte jede Woche gespannt darauf, was der Stauber im Nebi, den ich seit sechzig Jahren lese, wieder Aufheiterndes zu bieten hat.

In den 55 Jahren ist allerhand passiert. Die Krise der dreissiger Jahre, die Aktivdienstzeit, die Wohnbauförderung des Bundes zur Arbeitsbeschaffung während und nach dem Weltkrieg. Das deutsche Wirtschaftswunder und seine Auswirkungen auf die Schweiz.

Die Wohnungsnachfrage stieg sprunghaft an. Verantwortungsbewusste Architekten – die Planer, die heute an den Hochschulen herangebildet werden, gab es damals noch

nicht – erkannten, dass planloses Bauen zur Zersiedlung unseres Landes führen müsste. Sie forderten, dass der Boden, der sich nicht vermehren lässt, besser genützt werde. In der differenzierten Bauweise, das heisst der Anordnung von Flach- und Hochbauten, sahen sie eine brauchbare Lösung, um trotz grösserer Baudichte die gewünschten Freiräume, Grünflächen und vor allem Kinderspielplätze zu schaffen.

Die Ereignisse überstürzten sich. Alle – Fachleute, Politiker und Behörden – waren überfordert. An passenden und unpassenden Orten entstanden Hochhäuser. Sie wurden bezogen, freiwillig bezogen von Menschen, die mehrheitlich den Wunsch hatten, in einem der obersten Geschosse wohnen zu dürfen. Keiner fühlte sich dort eingekerkert, im Gegenteil, er freute sich, abseits vom Trubel den Blick in die Weite richten und dem Wechsel der Winde und Wolken folgen zu können.

Einen speziellen Menschenschutzartikel brauchten und brauchen diese Leute nicht – den brauchen, wenn es so weitergeht, bald andere!

Die heutigen Jugendprobleme den Wohnblöcken und Hochhäusern anzulasten, ist mehr als fragwürdig. Es kommt meiner Erfahrung nach nicht darauf an, in welchem Stockwerk sich die Wohnung befindet, sondern darauf, ob und wie in einer Wohnung gewohnt wird.

Emil Winzeler, Architekt



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino
Traubensaft

Ein OVO-Produkt